

Nr. 270. Bromberg, den 25. November. 1934



Heimwärts

Zum Toten-Sonntag 1934

Wenn wir aus der Wanderschaft
In die Heimat kommen,
Wenn des Lebens letzte Kraft
Von uns wird genommen;
Wenn die letzte Lust vergeht
Mit den letzten Sorgen,
Sei es frühe oder spät,
Abend oder Morgen:
Lehre mich, bereit zu sein
Für die dunkle Reise,
Und dann wiege selbst mich ein
Wie ein Kind so leise.
Zeige mir, wie Welt und Zeit
Mir Dein Reich verderben,
Und dann mache mich bereit,
Wie ein Kind zu sterben.
Und wenn meiner Tage Licht
Aus ist und zu Ende,
Nimm mich, wenn mein Herze bricht,
Herr, in Deine Hände!

Anna Karbe

Vom Sterben.

Von Professor Dr. A. E. Hoche.

Wir entnehmen die nachfolgenden Ausführungen dem im Verlag J. F. Lehmann in München vorbereiteten Buche: „Jahresringe, Innenansicht eines Menschenlebens“, in dem der bekannte Psychiater der Universität Freiburg i. B. über sein Leben und wissenschaftliche Erfahrungen an Krankenbetten, in Gerichtssälen, bei Hinrichtungen, über Berufs-Erlebnisse u. a. berichtet.

Die Schriftleitung.

... Je öfter man dem Sterben eines Menschen beiwohnt, um so mehr verliert der Vorgang an Schrecken, nicht wegen der Gewöhnung, sondern weil man erkennt, daß Sterben in der weit überwiegenden Zahl der Fälle nichts Schlimmes ist; krank sein — das ist ganz etwas anderes; aber das letzte ist von so vielen wohltätigen inneren Hilfen des Organismus umhegt, daß es nur selten noch Leiden bedeutet. Die Umneblung der Auffassung durch die der Krankheit entstammenden Gifte — Kohlensäure, Produkte der Mikroorganismen, durch Fieber usw. — ist so stark, daß die Schlußphase nicht in ihrer Bedeutung erkannt wird, ja, daß auch die Empfindung der körperlichen Vorgänge, die das Ende herbeiführen, nicht zum Bewußtsein durchdringt. Der Laie ist, wenn ihn nahe Gefühlsbeziehungen mit dem Sterbenden verbinden, in einer emphatischen Stimmung, die ihn falsch sehen läßt; insbesondere ist er immer geneigt, die nicht mehr von Bewußtsein begleiteten Veränderungen der Atmung und der Mimik als seelisch bedingt, als Ausdruck von Gefühlen zu deuten, ebenso wie er dazu neigt, aus abgebrochenen Lauten letzte Einsichten, letzte Willensäußerungen herauszuhören; die meisten sinnvollen „letzten Worte“, auch die bekannten von Goethe und dem alten Kaiser, halten einer kritischen Prüfung nicht stand.

Wer sich vor dem Tode fürchtet, weil er für ihn das Ende dieses Daseins oder die ewige Vernichtung oder das Fegefeuer bedeutet, braucht sich jedenfalls vor dem Erleben des Überganges in den anderen Zustand nicht zu ängstigen: Sterben ist nicht schwer. Kritiker, die im glücklichen Besitze

absoluter Maßstäbe sind, haben wir einen Satz, den ich in einer Abhandlung über die Todesstrafe ausgesprochen habe, als frivol angekreidet, daß, vom Standpunkte des subjektiven Leidens aus gesehen, Zahnarzt schlimmer sei als Guillotine; wenn es darauf ankommt, in wissenschaftlichen Arbeiten die Wahrheit zu sagen, so besteht diese Feststellung unbedingt zu Recht; der Tod durch das Fallbeil ist völlig schmerzlos; der Delinquent empfindet nicht einmal mehr den Schlag des Beiles, weil sein Bewußtsein durch das rapide Sinken des Blutdrucks im Gehirn infolge der Durchtrennung der Halsgefäße entschwunden ist, ehe jene Empfindung bei ihm anlangt. Auch das unnatürliche Sterben beim Ertrinken, Erhängen und bei der Gasvergiftung (im Frieden) wird von denen, die davonkommen, nicht als unangenehm geschildert; nicht immer freilich erfährt man etwas bei diesen Gelegenheiten, da gerade bei den erwähnten Todesarten die Erinnerung auch an die der Bewußtlosigkeit vorausgehenden Minuten häufig mit ausgelöscht wird.

Bei den Betrachtungen über das Sterben wird oft der Denkfehler begangen, daß man die Todesangst als einen zum Vorgange gehörigen Bestandteil mit einbezieht: Todesangst ist gewöhnlich Erstickungsangst und wird in dieser Form auch vom Tiere erlebt, das den Tod in seinem Denken nicht kennt. Todesangst als Vorspiel des Todes, auch ohne daß er selber kommt, wird in den höchsten Graden bei gewissen Formen von Herzkrankheiten und bei manchen Vergiftungen empfunden, aber, berechnet auf die Zahl der Sterbenden überhaupt, ist sie nicht häufig. Man darf sie nicht verwechseln mit der Todesfurcht, deren Vorhandensein oder Fehlen von dem inneren Verhältnis abhängt, das der Mensch gegenüber Leben und Sterben in sich entwickelt hat.

Auf Sokrates, der uns ein anständiges Sterben vorgelebt hat, wird die Formulierung zurückgeführt, warum der Tod kein Übel sei: Entweder bin ich, dann ist er nicht; oder er ist, dann bin ich nicht, also — was schiert er mich! Sokrates, der von der Macht der Einsicht im seelischen Gefüge überhaupt eine zu optimistische Meinung hatte, der z. B. glaubte, das Gute wissen und das Gute tun sei eins, mag für seine Person in jenem logisch unanfechtbarem Satze etwas Tröstliches gefunden haben; das natürliche Gefühl des Menschen hat nicht viel davon; es lehnt sich, mit oder ohne Nachdenken, auch trotz Vernunft und Vorsatz, gegen die Vernichtung auf, solange nicht die Leiden, gleichviel welcher Art, unerträgliche Grade erreichen. Es ist ein eigentümliches Schauspiel, daß der Mensch, der das Aufhören jeden Lebens um sich her und rückwärts in jede Ferne als oberstes, unerbittliches Gesetz kennt, es für seine Person so schwer findet, sich zu fügen; der Gedanke dünkt ihm unerträglich, daß diese ungeheure subjektive Welt, die er in sich trägt, und die in dieser Gestalt nur einmal lebt, einfach weggewischt werden soll, unerträglich, einsam am Wegesrande zusammenzusinken, während die anderen weitergehen, plaudernd, als wäre nichts geschehen. In der Energie dieses Gefühls, das jeder Logik spottet, spricht sich aus, daß Lebensdrang und Todesfurcht, die nur verschiedene Facetten desselben Geschehens sind, nicht Früchte der spät erwachenden Vernunft bedeuten, sondern den ältesten, mächtigsten Tendenzen der Materie entstammen. Von ihren organischen Urformen an setzt diese alles daran, sich in einer Umwelt, die ihr nicht freundlich gesinnt ist, zu behaupten, und nur weil dieses Streben so gewaltig ist, hat sie sich behaupten können. Beim Menschen wird, wie sonst auch auf dem Gebiete organischer Betätigungen, dieser dumpfe Drang ins Bewußtsein hinauf reflektiert. Hier im Spiele der seelischen Kräfte übt es eine solche Macht, daß es das Übergewicht über alle anderen Regungen behält.

Viele Menschen, denen das Erreichen voller Klarheit in sich selbst kein Ziel ist, gewinnen lebenslänglich kein präzises Verhältnis zum Tode; sie gehen dem unangenehmen Gedanken aus dem Wege, soviel sie können. Es gibt nicht wenige, die es vermeiden, an Beerdigungen teilzunehmen oder einen Kirchhof auch nur zu betreten, die kein Testament machen, um nicht an die Voraussetzungen seines Wirksamwerdens erinnert zu werden; man darf in Gesellschaft den Gesprächspartner wohl auf seine Absicht, nach Amerika auszuwandern, anreden; aber es würde als zudringliche Taktlosigkeit verzeichnet werden, wenn man das Thema seiner Auswanderung in das Schattenreich anstellen wollte. Seltsamer Gefühlszwang, der uns den vernünftigen Satz: Es gibt nichts, was uns weniger angeht als der Tod, in sein Gegenteil umhören läßt: Es gibt nichts, was uns mehr anginge als unser Ende.

In gewissem Sinne bleibt diese Formel auch für den Weisen ein Wegeszeichen; von dem Augenblicke an, in dem man den Schlußpunkt fest ins Auge faßt, gruppieren sich alle Erlebnisse in eigentümlicher Weise; wer sich gewöhnt, allem, was ihn trifft, nur noch so viel Wert beizulegen, als es einmal, vom Lebensende rückwärts gesehen, noch haben wird, erfährt eine sehr heilsame Wandlung seiner inneren Bilanz; wie vieles wird belanglos — Enttäuschungen, Verlust an Hab und Gut, Mißgeschicke aller Art, und wie wertvoll wird anderes, das dem gewöhnlichen, auf greifbaren Genuß versessenen Streben nicht als Ziel erscheint. Anfangs leben wir breit daher; denn es eilt ja nicht; später, wenn der Tag sich neigt, lernt man, nur noch mit Auswahl zu leben, und den Jahren, die, wie das Geld, ihren rechten Wert erst erhalten, wenn sie gezählt sind, den Inhalt zu geben, der unserem Wesen und dem Bewußtsein unserer kurzen Einmaligkeit entspricht . . .

Hitlers Elterngrab.

Im ländlichen Friedhof zu Leondino, dreiviertel Gehstunden von Linz a. D. entfernt, befindet sich das Familiengrab der Eltern des Führers. Einige Tage vor Weihnachten erhielt der dortige Totengräber einen Brief aus Alexandrien in Ägypten mit dem folgenden Inhalt: „Sehr geehrter Herr! Bitte verzeihen Sie, wenn ich mir als Frau Unbekannt erlaube, Sie um einen kleinen Dienst zu bitten. Ich hoffe sehr, daß Sie darüber nicht böse sein werden! Es ist mir Herzensbedürfnis, der Frau, die Deutschlands, meines geliebten Vaterlandes, Retter geboren hat und deren Todestag der 21. Dezember ist — Frau Klara Hitler — einen Blumengruß auf ihr Grab niederzulegen! Und weil mir das selbst unmöglich ist, darf ich Sie wohl darum bitten, das in aller Stille für mich zu tun. Sollten Sie als Österreicher politisch so eingestellt sein, daß ihnen meine Bitte unverständlich erscheint, so hoffe und glaube ich doch, einer längst Heimgegangenen werden Sie eine kleine zugedachte Ehrung nicht versagen! Und dafür danke ich Ihnen herzlich. Für Ihre Mühe lege ich dem Briefe zwei kleine Bilder von Ägypten bei — mögen Sie sich darüber freuen. Nochmals Dank und Gruß. Eine deutsche Frau in Ägypten."

Bald darauf traf wohlbehalten in einer Blechdose ein schöner Beerenstrauch ein, der auf Wunsch dieser deutschen Frau am Grabe von Hitlers Eltern niedergelegt wurde.

Aus der Zeitschrift „Friedhof". Herausgegeben vom Verbande der Friedhofsbeamten Deutschlands.

Alte Grabinschriften in der Mark.

Der Kantor und Schullehrer am Grauen Kloster namens Dithmar bekam in der Nikolai-Kirche folgende Grabschrift:

„Allhier hat seine irdische Hütte abgelegt und indeß den Geist in die ewige Hütte vorangeschickt der wohledle und wohlgelahrte Herr Jacob Dithmar. Pelzin in Pommern gab ihm das Leben, 1665, Berlin nahm ihm dasselbe 1728. Dieser Kirche und dem Klostergymnasio diente er zugleich, dieser im Singen, jenem im Lehren, beiden fast in die 33 Jahre. Hier sang er vor der hiesigen Gemeinde, dort singet er mit den Engeln. Hier sang er oft: Aus der Tiefe, nun singet er: Ehre sey Gott in der Höhe. Leser singe hier dem Herrn in Deinem Herzen, so wirst Du dort das neue Lied mitsingen. Text: Ps. 13, 6."

Auch zu Stendal in der Marienkirche findet man eine sonderbare Grabschrift:

O, Leser! bey dem Grabe des seeligen Jacob Ahrenberg siehe drey Aehren. Dabei gedenke dessen dreifacher Ernte. Er ging auf zur Erntezeit zu Berendt bey Werben, und wuchs zur vollen Aehre, erfüllt mit Früchten des Geistes. Er neigte sich zu einer Nebenaehre, und nahm zur Ehe Anna Sophia Städlerin. Aus dieser Ehe wuchsen sechs Kinder als Sprößlinge, wovon bald drey verwelkten, drey wachsen noch im Segen Gottes. Aber es folgte eine trübe Ernte, da der knöchrichte Mäher diese Aehre abhieb. Doch waren bald die Engel Gottes da und führten sie in Gottes Scheune."

Spuk in der Heide.

Roman von Fritz Gantzer.

Die beiden mit schweren Rucksäcken beladenen Männer kämpften gegen den Sturm an, der ihnen mit Regen vermischten körnigen Schnee in das Gesicht trieb und pfeifend durch das kniehohe Heidekraut fuhr. Die Nacht gähnte die nur langsam vorwärtskommenden Wanderer wie eine große Unendlichkeit an. Trotz der eisigen Kälte der Novembernacht waren die Körper in Schweiß gebadet.

In einer Bodenfalte, die sich ihnen unerwartet in den Weg schob, daß sie fast gestürzt wären, machten sie erschöpft Halt. Eine Weile saßen sie schweigend. Ihr Atem flog, die Pulse hämmerten. Dann sagte der eine von ihnen: „Na, guter Freund, nun wirst du doch bald glauben, daß wir uns niederträchtig verlaufen haben. So eine hundsgemeine Schweinerei!"

„Wir dürfen die gute Laune nicht vor die Hunde gehen lassen, Herr Major. Wie sagte unser Oberst immer? „Ein Hundsfott, der nicht lachend sterben kann." Na ja, und vom Sterben ist ja bei uns noch lange keine Rede. Wir haben uns bloß ein bißchen verlaufen. Und ich bin nur wütend auf mich, daß ich daran schuld bin und diesen Unsinn verzapft habe. Aber wir sind doch schon aus anderen Schlamasseln rausgekommen und werden auch das bißchen hier bald hinter uns haben."

Sie hatten beim Ableuchten der Senke, die ein paar Schritt im Geviert maß und wie etwas Eigenwilliges, kesselartig in die flache Landschaft gebettet lag, an dem steilen Westhang einen Trupp niedriger Wacholderbüsche bemerkt und sich hinter ihnen niedergekauert. Heulend pfiff nun der Sturm über ihnen weg. Sie hatten für Augenblicke das Gefühl, geborgen zu sein und preßten ihre Körper unwillkürlich eng aneinander.

„Wie hinter dem Ofen, Herr Major", sagte Karl Gunther.

„Beinahe, mein Lieber. Ich schwitze schon, aber nun entwirf den Operationsplan. Oder wollen wir hier Biwack beziehen?"

„Es wäre schließlich besser, als sich noch weiter zu verlaufen. Indes, ich meine, unser Ofen wird bald kalt sein. Und die Nacht ist lang. Es soll aber auch Moorlöcher in dieser verdammten Heide geben."

„Wir wollen das Schicksal knobeln lassen, um zu erfahren, was wir tun müssen. Paß auf: Ich zähle bis fünfzig. Schreit bis dann der Kauz, dann bleiben wir hier sitzen. Schreit er nicht, dann treten wir an."

„Wir können nunmehr sofort antreten, Herr Major, denn der Kauz wird nicht schreien, Sie könnten bis fünftausend zählen, weil er bei diesem Wetter im Loch sitzt."

„Dann also an die Gewehre, mein Kamerad. Knipse deine Wunderlampe an, mein Aladin, damit wir zunächst aus diesem Loch rauskommen. Verraten wird uns der Lichtschein nicht. Denn wir haben weder Tommys noch Poilus vor uns. Wir werden nicht mal einem Heidebauern in die Hände laufen ... Menschen scheinen hier noch nicht erfunden zu sein ... Also mutvoll und tapfer los!"

Karl hatte, als beide Seite an Seite den Steilhang hinaufgeklettert waren, wieder die Führung übernommen und fluchte für sich allein über die gottverlassene Gegend und das erbärmliche Hundewetter. Jetzt peitschte der Sturm nur noch Regen vor sich her, der so heftig geworden war, daß die beiden Nachtwanderer schon nach kurzer Zeit völlig durchnäßt waren.

Von Zeit zu Zeit blieben sie stehen und lauschten angestrengt in die Nacht; ob ihnen Hundegebell nicht die Nähe eines Gehöftes oder eines Dorfes anzeigen möchte. Aber nur das Toben des Sturmes durchwühlte die Luft.

„Halt, Herr Major!" rief Karl im nächsten Augenblick laut. „Hier geht's steil bergab. Ich wäre beinahe koppheister gegangen." Das Licht der Taschenlampe grellte sein schmales Strahlenbündel in die Nacht und tanzte suchend auf und ab. „Wir haben's geschafft, Herr Major. Unten im Grunde liegt ein Haus."

Als sie sich mühsam durch eine dichte Wildnis von Wacholdern die von einzelnen Birken herrisch überragt wurden, hindurchgewunden hatten, gebot ihnen eine hohe Mauer Halt. Sie folgten ihrem Verlauf und fanden nach etwa zwanzig Schritten eine Tür.

„Natürlich verschlossen. Donnerwetter! Wir müssen sehen, daß wir rübervoltigieren, Herr Major. Denn von hier aus hört uns bei dem Sturm kein Mensch im Hause. Ich werde den Anfang machen. Dann werfen Sie die Rucksäcke rüber und kommen nach."

„Also los! Hoffentlich reißt dich nicht ein wütender Köter in Stücke."

Sie gewannen schnell das Hofinnere und atmeten auf. „Wenn wir nun bloß einen wach kriegen", sagte Karl.

Sie umstrichen das Haus, klopften an der vorderen und hinteren Tür und an den geschlossenen Wetterläden und riefen ein über das andere Mal: „Hallo, bitte öffnen! Hallo!" Im Hause regte sich nichts. Es lag still und tot und blieb im Dunkel seiner Einsamkeit.

„Die Leute hier zu Lande haben einen niederträchtig gesunden Schlaf" sagte Treutlin, und kauerte sich erschauernd auf die Treppenstufe vor der vorderen Tür. Klatschend schlug der Regen auf den Granit, und das Gossenrohr spie breit und stetig einen plätschernden Strahl in grobkörnigen Kies.

„Ich will's von der anderen Seite her noch einmal versuchen, Herr Major, dies Eulennest zu nehmen."

„Versuche meinetwegen so viel du willst", sagte Treutlin mit herber Gleichgültigkeit. „Nützen wird es nichts."

Eine elende Schwäche lag in seinen Gliedern. Eisige Schauer rannen über seinen Rücken, während es in den Adern pochend raste und wie Feuer brannte.

Als er mit einer mühsam herbeigezwungenen Kraftanstrengung in die Höhe wollte, klang das knarrende Kreischen eines im Schlosse herumgedrehten Schlüssels hinter ihm. Zusammenfahrend wandte Treutlin den Kopf. Sah eine sich widerwillig öffnende Tür und, durch den breiten Spalt dringend, einen Lichtschein. Und nun Karls Gestalt in ungewisser, matter Beleuchtung auf der Schwelle.

„Wir haben die Katze im Sack, Herr Major", triumphierte der Erfolgreiche. „Ich bin durch ein Kellerfenster eingestiegen, dessen eine Scheibe zerschlagen war. Im Hause ist kein Mensch. Es muß schon lange unbewohnt sein. Überall liegt der Staub fingerdick, und es riecht nach Moder und Muff."

„Merkwürdige Geschichte", sagte Treutlin mit schwerer Stimme. „Aber es ist alles ganz egal. Nur erst aus diesem Regen raus und irgendwo eine trockene Stelle, wo man schlafen kann, und wenn's auf dem nackten Fußboden wäre."

„Wir werden fein schlafen, Herr Major. Aber nicht auf dem Fußboden. In einem Bett, auf einem Sofa, wo wir wollen."

„Gott sei Dank", sagte Treutlin, erhob sich mühsam und trat mit einem halben Taumeln in den Flur. Karl zog die Rucksäcke hinein und schloß die Tür.

„Und nun nichts anderes mehr, Karl: nur schlafen. Mir ist elend, hundserbärmlich elend zumute." Treutlins Augen wanderten durch den matt erhellten Raum. Karl hatte schon ein Licht aus seinem Rucksack genommen und angezündet.

Dort ein halb in die Wand eingebautes Bett. „Ich richte Ihnen dies Bett her, Herr Major."

Treutlin fühlte es wie Abscheu in sich aufsteigen. Er schüttelte sich hart und fuhr herum. „Dort, auf dem Divan schlafe ich ... Krieche du in das Nest da."

Während er sich frostschauernd der nassen Kleidung entledigte, schleppte Karl alles an Decken und Fellen Auffindbare herbei und wickelte Treutlin warm ein. „Schlafen, schlafen, Herr Major! Morgen ist alles vorbei."

„Es wäre das beste", lallte Treutlin zweideutig. Und dann hatten ihn schon halbe Bewußtlosigkeit und grenzenlose

Erschöpfung übermannt. Er lag regungslos wie ein gefällter Baum mit festgeschlossenen Augen . . .

Wenige Minuten später schlüpfte Karl mit einem stöhnenden Laut des Wohlbehagens in das von Treutlin verschmähte Himmelbett . . . Es kältete wie Eis . . . Die Pfühle waren dumpfigfeucht . . . Es war alles gleich . . . es war ganz egal . . . nur schlafen . . . schlafen.

Eine letzte dämmerhafte Vorstellung ließ Karl das klatschende Geräusch dichtfallender Regentropfen und das Jagen des Sturmes hören. Ein zufriedenes Lächeln zuckte um seinen Mund. Nun mochte es sintflutlich regnen und der Sturm die Welt hinwegfegen! — —

*

Jasper Düllingsen stand in der Hoftür und blickte dem jungen Tag in das trübe, griesgrämige Gesicht. Es war gut, daß dieser 25. November so grau begann und wohl auch nicht anders enden würde. Sonne und blauen Himmel hätte der Hoveninger Schulze heute nicht gemocht. Wenn man Totenfest feiert, will man keine hellen, leuchtenden Farben. Die passen so schlecht zu dem, was an einem solchen Tage in der Seele an Dunkelheit kauert und Schatten wirft.

Zum siebenten Male beging Jasper Düllingsen diesen Totentag, der Alaf Düllingsen, seinem Einzigen, galt. Im Trontmelfener vor Arras hatte der bärenstarke Hüne dem jungen Leben die Gefolgschaft aufsagen müssen. Daß das Mädchen, die Antje, noch da war — nun ja, sie war da, und Jasper Düllingsen hatte die blonde, zarte Anmut auf seine Art auch lieb, aber sie war doch nichts, das fortpflanzend wieder einen Düllingsen auf den Schulzenhof von Hovening setzen würde, sondern irgendeinen von anderer Art mit fremdem Namen. Das fraß am härtesten in Jaspers geschlechtsstolzem Herzen, und am allerhärtesten immer am Todestage seines Jungen.

Er führte sein Erinnern an diesem Tage am liebsten in die Einsamkeit der Heide, lief stundenweit in sie hinein, ohne festes Ziel, ging daheim allen Amtsgeschäften am liebsten aus dem Wege, war wortkarg und menschenscheu . . .

Und da kam ihm wohl nun schon in aller Herrgottsfrühe ein Fremder ins Haus gelaufen. Von den Eichen am Röthegraben her steuerte er geradeswegs auf den Schulzenhof zu. Ein junger, stämmiger Kerl mit breiten Schultern und federndem Gang, in jeder Bewegung den alten Soldaten verratend. Er trug ja auch den feldgrauen Rock, der ihm aber etwas schlotternd um den Leib hing. Es sah fast so aus, als wenn der Mann seit längerem nicht mehr satt zu essen gehabt hätte.

Jasper Düllingsen wollte sich gerade abwenden, als der Fremde ihn anrief, er möge einen Augenblick warten, und dann mit schnellen Schritten auf ihn zukam.

Was es gäbe, erkundigte sich Düllingsen nicht sonderlich freundlich und kraute sich, die Tuchkappe lüftend, unwirsch hinter dem Ohr.

Der Gefragte berichtete in knappen Sätzen, daß sein Wandergenosse und er in der vergangenen Nacht in die Irre gelaufen wären und schließlich in einem verlassenen Hause auf der Heide Schutz vor dem Unwetter gefunden hätten. Nun sei der Mitwanderer erkrankt und läge im Fieber. Ein Arzt müsse kommen, denn es sei bedenklich. Wo er wohl einen fände. Um etwas Milch für den Kranken bäte er auch.

Jasper schien hauptsächlich die Mitteilung von dem Unterschlupf in dem verlassenen Hause zu interessieren. „Aha, da seid ihr in das „Spökhus" geraten. Und es hat euch keiner an die Gurgel gewollt?"

Karl Gunther wußte mit dem Gefrage nichts anzufangen und zuckte die Schultern. „Ich weiß nicht, wie Ihr das meint. An die Gurgel hat uns allerdings schon manchmal dieser und jener gewollt. Aber wir waren immer mit dabei."

Der Hoveninger Schulze empfand etwas wie Respekt vor dem Mann. Das war Art von seinem Schlag.

„Ja, und einen Doktor?" fragte er, schon halb und halb entschlossen, sich der Lösung der Frage persönlich anzunehmen. „Zwei Stunden nach Uelzen rüber, näher woanders nicht. Aber umsonst kommt der natürlich nicht." Ein fragender Blick glitt über das blasse, hagere Gesicht vor ihm.

„Das soll er auch nicht. Nur kommen muß er vor allen Dingen." Karl zog seine schlichte, silberne Zylinderuhr hervor und blickte, die Stirn krausend, auf das Zifferblatt. „Zwei Stunden?" fragte er.

„Nicht weniger, und schlechter Weg noch obendrein . . . Aber davon wollen wir gar nicht reden, mein Freund. Ist der Kranke auch ehemaliger Soldat wie du? Denn ich denke, daß du einer gewesen bist."

„Wir waren es beide", sagte Karl schlicht.

„Nun, meine Pferde schaffen den Weg nach Uelzen in weniger als der halben Zeit . . ."

„Ihr wollt . . ."

„Ja. Ich hole euch den Doktor, weil ihr alte Soldaten seid. Ich habe heute meinen Soldatentag nicht umsonst. Hm, das verstehst du nicht. Du machst solch eigenes Gesicht. Nun, mein Junge blieb 17 vor Arras. Heute jahrts wieder. Da macht das Bitten, das in den Gedanken rumort, gern mit einer Gefälligkeit gegen Heimgekommene stiller und hofft, daß der liebe Gott doch wenigstens gesorgt haben wird, daß der eigene Einzige einen Fleck unter der Erde zur Ruhe gekriegt hat. Oder meinst du nicht?"

„Doch!" sagte Karl nur. Ein heißes Würgen stieg ihm in die Kehle, daß ihm der Atem zerrann. Ein wunderlicher Mann war das.

Wunderlich schien sich Jasper Düllingsen selbst. Vorhin hatte er sich davon machen wollen, um nicht in Erinnerungen verstrickt zu werden, die seiner Seele Ballast geben könnten, und nun wühlte er sich geradezu in das Rückschauen und schmerzliche Gedenken hinein, seitdem dieser fremde Mensch vor ihm stand. Wie kam das? Er hatte das dunkle Gefühl, daß es wohl deshalb so sein möchte, weil hier Menschen seiner Hilfe bedurften, die einst derselben Sache gedient, für die sein Sohn sich geopfert und daß es Pflicht sei, ihnen kameradschaftlich beizuspringen.

„Komm ins Haus", sagte er. „Die Antje, meine Tochter, soll dir die Milch für deinen kranken Kameraden geben und für dich soll sie etwas Herzhaftes zum Frühstück auf den Tisch stellen. Mir scheint, daß du es nötig hast."

Antje, die Tochter! Ein Mädchen, ein Weib!

Etwas Dunkles, Hartes kroch in Karl hoch, etwas, das mit einem höhnischen Lächeln seiner spottete. Und die Gestalt Treutlins sah er in aufgereckter, straffer Haltung vor sich, gebieterisch der Zug um Auge und Mund, die Rechte warnend erhoben . . . Antje — ein Weib!

Er verharrte zögernd.

Jasper, schon im Vorangehen, blickte verwundert zurück. „Warum kommst du nicht?"

Etwas Hilfloses stand in Karl Gunthers Gesicht. Schon wollte er sagen, daß er draußen warten möchte, bis die Milch eingefüllt sei, er selbst aber nichts essen möchte, besann er sich, daß er der Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit des anderen keine Unhöflichkeit entgegensetzen durfte. Schwerfällig und mit heimlichem Widerstreben schritt er dem Hause zu.

Als er hinter Jasper in das Haus trat, ging Antje über die Diele. Das Herdfeuer in der Küche warf züngelndes, rotflammendes Licht in den noch dämmergrauen Raum, Antjes ganze Gestalt von den feinen Knöcheln bis zu der blonden Haarkrone wie in einen Schleier aus goldiger Lohe hüllend. Das Gesicht dem Eingang zur Diele zugekehrt, blieb sie inmitten des Lichtbündels stehen, als sie Schritte vernahm.

So sah Karl Gunther Antje Düllingsen. Jede Linie ihres schlanken, feinen Leibes scharf ausgeprägt. Liebreizend schön . . .

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.